

Anna König [Schluss]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gret, Odekolonne und das australische Liebespaar, und sie führten ihn, der auf dem Boden des irdischen Jammers noch keinen rechten Stand hatte, in das Schiff.

Wie die kleine alte Stadt am See in Nacht und Nebel sank, da nickte eins dem andern zu: „Es war ein feiner Tag; den danken wir Hansli Rot, dem Weltsegler!“

Und dann nahm der Australier die Mundharmonika und spielte lange und leise, bis er sah, daß Estherlein schlief und mit ihr all die andern. Da senkte er das weiße Haupt und tat ein Gleiches.

Das Schiff aber führte das müde greise Bäcklein heim ins Rheinbad.

Anna König.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Die Worte, die sich wie schreckgelähmt nur schwer von den Lippen lösen, werden unterbrochen durch das Knarren der Zimmertür, in deren niederm Rahmen eine hohe Männergestalt sichtbar wird, die mit dem Kopf fast den Balken berührt, und eine mürrische Stimme spricht: „Nun, kommt ihr auch endlich nach Hause? Am Mittag fortgehen und in der Nacht wiederkommen, das ist das Rechte! Man könnte ja meinen, die Erde hätte euch gefressen oder ihr hättet auf der weiten Welt nichts zu tun, als wie reiche Herrenleut dem lieben Gott den Tag zu fehlen und herumzustankieren!“

Die große, etwas vorgeneigte Gestalt tritt aus dem Türrahmen heraus und kommt mit schlarpenden Schritten in den Hausflur. Im Dämmern, das allenthalben herrscht, kann man die Züge des Mannes nicht erkennen. Er schüttelt zornig an dem Wagengriff und sagt heftig zu Anna, welche die Decken zusammenrafft: „Gül' dich ein wenig und sorg, daß ich Kaffee bekomme; ich sollte doch meinen, es wär' bald an der Zeit! Dein Vater ist auch noch da, Mädchen, und ich denke denn doch, dem käme nach allem ein wenig Achtung und Aufmerksamkeit zu! Verstanden!“

Anna hat bei dem harten Gezänk zuerst verstört aufgeblickt und wie in stummer Abwehr die Hände geregt. Als sie merkt, daß der Knabe in ihren Armen aufschreckt und zu zittern beginnt, sagt sie heftig: „Gleich, Vater, sofort, Vater!“ Sie schreitet vorsichtig in die vielstirnige niedrige Stube und legt ihre Hände auf ein dunkles Ledersofa, dessen weiße Knöpfe in dem Zwieliicht gespenstlich leuchten. Behutsam nimmt sie dem Knaben das Mützchen ab und schiebt ihm ein Kissen unter den schweren Kopf.

Mechanisch zieht sie dann ihre Jacke aus, und als sie den Hut von den schweren Zöpfen nimmt, da reißen die krampfartigen Finger heftig die Haare, als wolle sie durch einen körperlichen Schmerz gewaltsam sich loswinden von etwas Furchtbarem, das ihr ganzes Wesen in seinen unseligen Bann getan. Ihre schlanke Gestalt bäumt sich wie in hartem Kampfe, ungewollt zwingt sie herbor: „Laß mich, o, so laß mich doch!“ Dann fragt sie, verwirrt durch ihr Irrgespräch, laut und rauh: „Soll ich Licht machen, Vater?“ „Ja,“ zankt die grämige Stimme, „und das schnell!“

Als Anna die Lampe angezündet, großt er weiter: „Kreuzdonnerwetter noch einmal, schraub' sie doch nicht so hoch, sei auch ein wenig aufs Sparen; es kostet, weiß Gott, so alles genug! Du solltest mal jeden Groschen selber verdienen müssen und nicht das warme Nest und die vollen Töpfe haben, dann würdest du von selber nicht so großspurig tun! Und nun mach' den Kaffee und set' ein wenig Dampf dahinter und steh' nicht da und gaff so dumm wie ein Delgöke!“

Der Mann hat sich ungelent in einen altmodischen Lehnstuhl fallen lassen und hält nun seine Knie, auf die er ein buntes, großes Tuch zum Trocknen ausbreitet, gegen den Ofen. Sein Gesicht ist von einem die groben Züge in wulstigem Rahmen einsaffenden Barte bedeckt, der dem Kopf etwas Brutales, Erschreckendes gibt. Der ungesüßte wilde Ausdruck des Gesichtes wird durch das graue, kurz und starr abstehende Kopshaar noch vermehrt. Die kleinen Augen sind rotgerändert und blicken unter buschigen Brauen suchend hervor, als möchten sie eine Gelegenheit erspähen, die überhüllige Kraft des auch im Alter noch starken Körpers in irgendeiner Weise zu verausgaben.

„Wo bleibt der Tabak, Anna? Hast ihn wohl vergessen über dem Jungen da?“

„Nein, Vater!“

Anna geht in den Hausflur und holt aus dem Wagen ein Päckchen. Des Alten mißvergnühtes Gesicht hellt sich nicht auf,

als sie es ihm reicht; fast ist es, als bedauerte er, seiner Geiztheit im Augenblick nicht weiter Luft machen zu können. Unstündlich öffnet er das Päckchen, beriecht seinen Inhalt und stopft sich bedächtig eine kurze Pfeife. Dann tut er einige tiefe passende Züge, hüllt sich schmauchend in eine Wolke von Rauch und fragt: „Nun, was sagt denn der Doktor? Ist dir der Mund zugefroren?“ Anna, die sich am Herde zu schaffen gemacht, stumm die Tassen auf den Tisch gestellt und Brot geschnitten hat, schreckt empor aus ihrer unruhigen Versunkenheit, und es schrillt in Klage durchs Zimmer: „Er wird ein Krüppel bleiben sein Leben lang!“

Der Alte stutzt bei dem wehen Klang der Stimme; dann entgegnet er heftiger passend: „Nun, da brauchst du doch nicht gleich so zu tun; an den Kragen geht's ja noch nicht, und ich meine, das hätt' ich dir doch oft genug schon gesagt, daß da nicht mehr viel zu machen: deswegen hättest du gar nicht die Doktoren um ihre verdammte teure Meinung zu fragen brauchen!“ Der Alte redet sich tiefer in seinen Aerger hinein: „Zum Donnerwetter noch einmal, hättest ruhig mit deiner Nase daheimbleiben sollen! Was hast du jetzt davon? Nichts als einen weitem Schmalcken Geld heißt es nun ausgeben!“ Immer aufgebracht werdend setzt der Mann seine Pfeife ab, und seine Stimme klingt hart und drohend bei den weiteren Worten: „Aber das sage ich dir, Mädchen: Mir kommst du nicht mit den verfluchten Rechnungen; ich lasse mich nicht länger schröpfen, und wenn du für deinen feinen Prinzen so teure Aerzte befragst, dann sieh du auch zu, wo das Geld dafür herkommt, deine fürnehmen Gelüste schön zu bezahlen! Ich rücke keinen Pfennig mehr heraus, verstanden? Ich habe die Geschichte nachgerade satt und das gründlich! Nun weißt du, wie ich dazu stehe, und das klipp und klar! Verdammt auch!“

Anna hat während der zornigen, erbarmungslosen Worte unbeweglich am Tische gestanden, die Hand schwer auf die harte Kante gestützt. Sie sagt auch nichts, als der Alte, um Atem zu schöpfen, eine Pause macht, und schaut nur mit einem seltsamen Blicke den Vater an. Der aber begehrt von neuem auf und klopft, mit der Pfeife die besondern Worte scharf akzentuierend, auf das Holz des Lehnstuhls: „Ja, schau du nur, so lang du willst; mich machst du nicht kirre damit! Ich schweige nicht still; ich bin dein Vater und habe von Gott ein heilig Recht, dir alles und jedes zu sagen. Da magst du dich lange drehen und wenden; ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen, und du bist mir Dank schuldig, und ich sehe nicht ein, daß ich mir dir gegenüber einen Zwang antun soll“ — der Alte lacht höhnisch auf — „zum Donnerwetter auch, du, du...“

Da trifft den Alten wieder der rätselhafte Blick, der sein dunkel Besondere aus einer bisher unerschlossenen Tiefe von Anna Königs Mutterchaft genommen. Der grauhaarige Mann schweigt plötzlich still und tut ein paar starke grimme Züge aus seiner Pfeife.

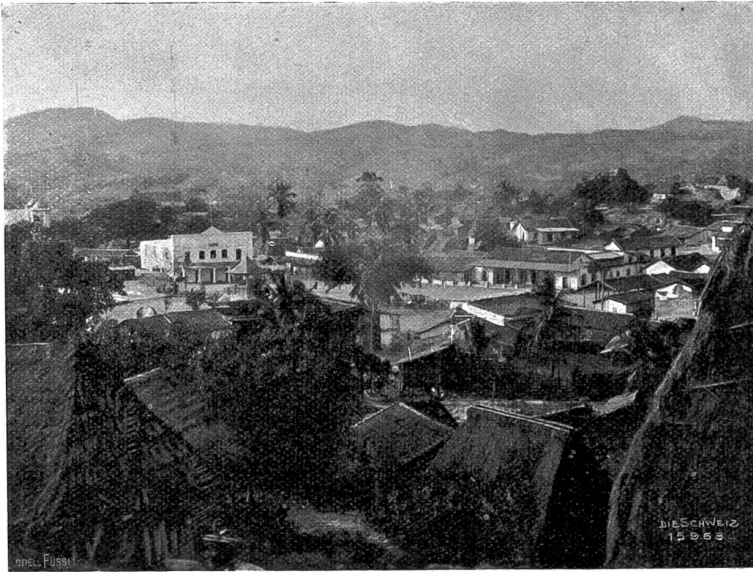
Als hätte Anna mit ihren feinsten Sinnen der Worte des Alten gar nicht gedacht, so spricht sie jetzt mit verschleierter Stimme träumend vor sich hin. „Er soll weißes Fleisch essen, Hühner und Kalbfleisch und Früchte!“

Der Klang der eigenen Laute scheint ihr ein Vergessenes in den Sinn zu bringen; sie geht plötzlich zu einem Wandschrank, nimmt zwei köstliche Orangen heraus, durchschneidet sie sorgfältig und preßt ihren Saft in ein Glas. Nachdem sie die Flüssigkeit mit etwas Zucker ungerührt, setzt sie sie an den Mund des Knaben, der mit halbgeschlossenen Augen dazulegen hat, den Ausdruck einer grenzenlosen Erschöpfung auf dem wächsernen Gesichtchen. Durstig schluckt Nubi den erquickenden Trunk, dankbar hebt sich sein blaues Auge zur Mutter; dann



Feierabend (Bildnis).

Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.



Von der pazifischen Küste Mexikos. Blick auf die Plaza von Bochutla.

senken sich die breiten Lider wieder in leichtem Schlummer, einen kleinen trüben Streifen des Augapfels sichtbar lassend.

Aufmerksam ist der alte Mann den Bewegungen Annas gefolgt; jetzt fragt er mit polterndem Spott: „So, und was sonst noch? Hat dir der vornehme Doktor nicht auch Champagner und Liebfrauenmilch für deinen feinen Prinzen verschrieben? Das fehlte gerade noch! Dein unvernünftig Getue mit dem Bürschchen wäre freilich fähig, dem Arzt zu gehorchen! Ich kann dir dann aber nur sagen, Mädchen, daß ich noch nicht gelernt habe, mir Geld aus den Rippen zu schneiden! Vielleicht weißt du ein Rezept dazu; bist ja immer so eine Superkluge, so ein besonderes Fraumensch gewesen!“

Schweigend gießt Anna das brodelnde dampfende Wasser in eine Kanne; der weiße Schwaben umfächelt ihr bleiches Gesicht, ihre Augen halten durch den steigenden webenden Dunst wieder starr und geheimnisvoll die Blicke des Alten, sodas dieser sich mit einer neuen ungemütlichen Empfindung über das Haar fährt und plötzlich in einem bedeutend mildern, etwas verlegenen Tone die Tochter fragt: „Was hat er denn sonst noch gesagt? So ein Studierter sollte doch allerhand helfen können!“ Er rückt hin und her auf seinem Sessel und stopft dann bedächtig ein wenig neuen Tabak in die Pfeife, hebt die Blicke unsicher zu dem starren Gesicht, senkt sie voll Unbehagen, hebt sie von neuem und poltert hervor: „Schließlich lasse ich ja auch mit mir reden, schließlich, was sein muß, muß sein, und . . . und . . . Na ja, manchmal geht einem die Galle über, na ja, du kennst mich doch, Anna, na, so red' doch mal, Mädchen: Was hat er denn sonst noch gesagt?“

„Hier könnte nur ein Wunder helfen!“ Anna löst die Blicke aus den unruhigen des Vaters; dann nimmt sie müde die Kanne vom Ofen und schreitet steifen Schrittes zum Tisch: „Daß gut sein, Vater! Komm, setz' dich hieher; der Kaffee ist fertig!“

* * *

Es ist Nacht.

Und es ist doch alles klar wie am Tage. Das Weiße ist nahegerückt. Der Vollmond steht über den Felschroffen der Berge. Jede Zacke, jede Spitze hebt sich scharf und deutlich ab an dem von silbernem Lichte überfluteten Firmament, das in seiner wolkenlosen Tiefe den Blick in

fernfte, unfaßbare Unendlichkeiten enthüllt. Der Schnee vermehrt durch seinen weißen Schein die ruhige Helligkeit ringsum; er baut sich unablässig in feinen flimmernden Kristallen in die Höhe in schaffender Starrheit und schlingt einen Königsmantel über den Schmutz der Gründe und träumt mit flinkernden Sternchen über allen Häßlichkeiten der Tiefe. Und Himmel und Erde werfen sich ihren Glanz zu, und die Tiefe lauscht für einmal lautlos der Ewigkeitsprache der Höhe. Eine schweigende, märchenschöne Winternacht!

Ab und zu regt sich ein Reislein an der Tannen schwerdunkeln Geäst, an der Buchen weitausgreifenden Armen. Ab und zu silbern vereinzelter Birken schwermütig hängende Knoten ihre schimmernden Kristalle nieder. Sonst nicht ein Lebenslaut!

In dem kleinen weißgetünchten Hause an der Berghalde sind an einem Fenster die klaren Vorhänge weit zurückgezogen. Anna König schaut in das nächtliche Land. Ihr Haupt ruht grübelnd auf den Händen; die geschäftigen Finger, die sonst in unablässiger Tätigkeit die Stunden der Nacht zur Verlängerung der Tagesarbeit verwenden, liegen lässig, träumerisch auf dem Fenstergriff.

Zuweilen dehnen sich die Flügel der Nase in mühsam unterdrücktem Seufzen, zuweilen verrät den Kampf, das Anspannen aller Kräfte, in der Not den rechten Weg zu finden.

„Mutter, ich habe Durst!“ sagt bittend Rudis leise Stimme. Der Knabe liegt in einem geländerlosen Bettchen, das in der Mitte des wohnlichen Raumes steht, der Anna und dem Kinde als Schlafgemach dient.

Das Mondlicht hüllt das ganze Zimmer und den Knaben in seine zartgrünen Schleier, küßt den blassen Kindermund, um den das Leiden einen so unjungen, schmerzlichen Gramzug gelegt, und küßt, als könnte es sich in Zärtlichkeit bei diesem Kinde nicht genug tun, die elfenbeinbleichen Fingerchen, die auf der dunkeln Decke liegen und kaum einem lebenden Wesen anzugehören scheinen.

Anna schiebt sorglich die Hand unter Rudis Haupt und gibt ihm zu trinken.

„Ich kann nicht schlafen, Mutter, und bin doch so müde . . . Trage mich, Mutter!“ Sehnüchtig tasten die schwächtigen Händchen matt empor.

Anna nimmt den Knaben und wandert sachte mit ihm auf



Von der pazifischen Küste Mexikos. Partie aus Bochutla.

und ab; sie summt ein Liedchen, so, wie man ganz kleinen Kindern tut.

An der Wand des Nebenzimmers tönt ein Klopfen, und eine unwirksame Stimme sagt: „Ihr solltet endlich Ruhe halten; das ist ja eine verwünschte Verwöhnerei mit dem Bengel! Soll das Theater denn die ganze Nacht dauern?“ Der Knabe ist aus seiner leisen Schlafverfunkenheit aufgezuht und sagt erschrocken: „Der Großvater, Mutter! Nun schilt er wieder; ich fürchte mich, Mutter, wenn er so böß tut! Er wird mich sicher noch schlagen!“

Der Knabe beginnt zu zittern und schmiegt sich dicht an die Mutter. Anna lächelt beruhigend: „Er rührt dich nicht an, Nudi; er meint's nicht so schlimm!“ Aber ihr Gesicht ist um einen Schein blässer geworden, und grübelnder schaut ihr Auge, als sie sich mit dem noch immer verstört blickenden Kinde auf vorsichtigen Sohlen dem Fenster nähert. Sie setzt sich unter leisem liebelichem Trösten mit dem Kleinen in einen hochlehnigen Stuhl und schaut, nachdem sich der Knabe beruhigt, wieder in dunkeln Fragen in die Ferne, als könnten ihr der Winternacht weiße schweigende Wunder Antwort geben auf die Dual ihrer Seele, die im Bettlergewande der Not hintaumelt durch die Gründe des Lebens und entsetzt seine letzten Tiefen erschaut.

„Es kann doch kein Verbrechen sein, was ein Leben erlöst,“ raunt sie dumpf, mit hilflosem Ausdruck vor sich hin, „es ist doch eine Tat der größten Liebe! Wie könnte man Sünde nennen, was der Opfer schwerstes bedeutet?“ Verwirrt starrt Anna nieder; dann umfängt ihr Auge mit unennbarem Erbarmen die schwache Gestalt, deren spitzen Rücken sie am Arme fröstelnd fühlt; ein herzzerreißend Lächeln umirrt ihren Mund: „Das heißt in diesem Falle, bei solchem Elend doch kaum einen Raub am Leben begehen! Eine Mutter sollte es können; die sollte vermögen, was sonst kein Mensch vermag!“

Irrer wird das Lächeln um Mund und Augen, als Anna nach einer Weile mit ganz besonderem Klang fortfährt: „Ich bin eine Mutter!“ sagt die Frau im Märchen und fällt dem Tod in die Hände und nimmt mit dem Tode den Kampf auf. „Ich bin eine Mutter!“ sage ich und schreite dem Tod entgegen und tue noch mehr und spreche zu ihm: „Hier hast du mein Kind!“ Und wenn er sich wendet, so werde ich ihn halten an



Von der pazifischen Küste Mexikos. Partie aus Pochoffa.

seinem harten Knochenarm und werde ihn zwingen, sein Handwerk zu tun: Tod, ich bin eine Mutter, nun mäh' uns beide!

Ein Krüppel sein Leben lang! Ein Krüppel und Bastard!

Auf daß der Tag nicht erscheine, wo du verfluchst, die dich geboren, sie verfluchst, weil sie den einen Mut nicht fand und dich hinwegriß aus Krankheit und Schande! Daß die Stunde nicht tage, wo deines Lebens ganze Unseligkeit furchtbar dir Seele und Geist zermalme! Gezeichneter du, vom Mutterleibe an! Auf daß die graufige Erbschaft nicht im ganzen Umfang dir werde, du Vielwissender jetzt schon!

Und in raumender Zärtlichkeit sich niederneigend:

„Könnte es dir nügen, ich risse die Adern mir auf, meine Kraft in die deine zu leiten! Könnte es dir nügen, ich würde nicht müde der Arbeit um dich, und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorspritzte! Könnte es dir nügen, ich dulbete jegliche Schmähung und trüge bis zum Sterben dein Leben und würde dein Grab mit meinen Tränen begießen!

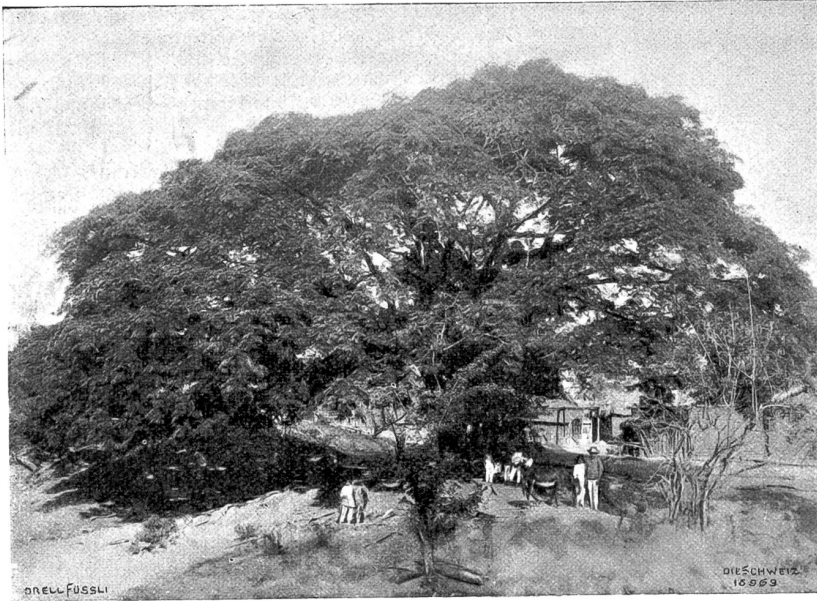
Und das Hungern um dich sollte mich satt machen, das bitterste Darben um dich sollte den fressenden Brand der Seele mir kühlen, und der Menschen Schmähen, des Vaters Gezänk sollte mir Lobgesang sein!

Sie haben der Gefallenen das Haus gewiesen, als sie kam, die Schuld zu gestehen, sie sind alle von mir gewichen als von einer Unreinen: ich horchte dem geheimnisvollen Doppelschlag meines Lebens und harrete auf dich und... lächelte! Sie haben mit Fingern auf mich gezeigt, da ich dich trug in Unehren; ich dachte an dein reines Seelchen, das zu mir sprechen, an deine Händlein, die mich streicheln, an dein Mündchen, das mich küssen werde, und hob das Haupt... und lächelte und harrete und hoffte auf dich und verwand das andere, das mich zu Anfang völlig zu ersticken drohte!

Und als ich zuerst dich im Arm hielt, allein, von allen verlassen, da habe ich trotzdem gejubelt, mein Kind, mein eigengeborenes ans Herz zu drücken, und währte in betendem Dank, daß der Fluch sich zum Segen gewandelt und die Schande in Glück sich gefehrt. Ich sah dich im Geiste wachsen, ich sah dein Lächeln, deine rostig sich dehrenden Glieder, sah, wie dein Körper erstarke und du zagend, staunend die ersten schwankenden Schritt-



Von der pazifischen Küste Mexikos. Ziehbrunnen in Pochoffa.



Von der pazifischen Küste Mexikos. Guanacastle (Enterolobium, Mimose) zu Poxtutla.

lein tatest, und erlebte ahnend die wundersam tiefe Bedeutung alles Werdens und Wachsens, selig, daß mir, der Ausgestoßenen, der vom Vater Verfluchten dies Wunder sollte werden. Und bat jeden Sonnenstrahl, der glitzernd in unsere Kammer sich drängte: „Hab' auch mein Kindlein lieb, mach' mir den Knaben stark!“

Zu bitterm trostlosem Flüstern senkt sich Annas Stimme: „Ist keiner mir zu Willen gewesen, warst krank ja im Keime, bist krank bis zur Wurzel geblieben! Und daß ich Luft und Sonnenschein im Halbenhause dir gab, des Vaters mildere Regung mit demütigem Danke zunutze uns machte und mit tauben Ohren den Tag lebe, was hat es genügt? Du bist dem Fluch nicht entgangen! Wirst nur tiefer, immer tiefer und mehr in deines Lebens groteske Bresthaftigkeit wachsen und just soviel Denkfraft besitzen, sie ganz zu verstehen. Nicht mehr und nicht weniger... Kannst sie nicht überfliegen, vermagst nicht in barmherzigem Dämmern unter ihr her zu kriechen, Aermster du!“

Wie im Fieber drängen sich die Worte über Annas Lippen, wie im Fieber schaut sie mit heißen Augen gepeinigt umher, suchend weiten sich ihre Finger: „Ist denn nirgends die Kraft zu gewinnen, die deine kleine gefnechtete Seele frei macht, daß sie dem Bann deines Lebens entfliehet? Sie sollte zu finden sein! Irgendwo und irgendwann sollte sie sich finden lassen, wie schwer es auch sei: eine Mutter sollte es können... wenn... wenn sie... eine Mutter ist!“

Der Knabe, der unter dem wehen Gemurmel geschlummert hat, schlägt während der letzten Worte die dunkeln Augen zur Mutter empor; ein glückhaftes Licht blinkt leise auf ihrem Grunde, jünger, kindlicher scheint der blasse Mund: „Mutter, ich habe geträumt, ich wäre auf einer großen Wiese und lief durch viele, viele Blumen; die waren so hoch und schön und nickten mir zu, und ich pflückte rote und weiße und blaue mit eigener Hand, und meine Füße gingen ganz von selbst immer weiter, immer dahin, wo die aller schönsten standen, und zuletzt hatte ich so viele im Arm, daß ich sie nicht halten

konnte; da fielen sie alle zu Boden, und ich legte den Kopf wieder ganz allein darauf und habe lange geschlafen auf der großen Wiese, unter den schönen, schönen Blumen. Und dann kamst du, und dann...“ Rudi stockt und fragt: „Mutter, werde ich einmal mit dir auf die Wiese gehen und wirklich Blumen pflücken mit eigener Hand?“ Während des Knaben lieblichen Worten, die sich mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit aneinandergereiht, sind Annas Züge plötzlich ruhiger geworden; wie eine Klarheit dämmert es auf in dem blassen Gesicht, als sie antwortet: „Ja, Rudi, du sollst Blumen pflücken mit eigener Hand!“

Ungläubig und selig zugleich schaut der Knabe. Dann zieht von neuem das Leiden seine trüben Schleier über die Nütseltiefen dieser Kinderaugen; Rudi friert zusammen und bittet ängstlich: „Ich möchte sogleich auf die Wiese, ich möchte weiterträumen! Sprich zu mir, Mutter, daß ich schlafen kann!“

Anna legt den zitternden Knaben auf sein Bettchen, umhüllt schonend seine armen Glieder, umschlingt beruhigend seine erregten kleinen Hände und schmiegt ihr Haupt an sein Kissen. Ihre schweren Flechten haben sich gelöst und ringeln sich in weichem Schimmern über den Rücken; an einem der langen prachtvollen Zöpfe ist das Haar entfesselt und liegt in seinem wundervollen, vom Mondlicht zauberisch durchflirrten Gespinnnt auf den dunkeln Falten des Kleides.

Nochmals bittet der kranke Knabe: „Sprich zu mir, Mutter!“

Da hebt Anna das schmerzgezeichnete Gesicht, schaut voll Liebe auf das Kind und spricht in jenem sanften, leise einlullenden Ton, der den Knaben schon häufig in Schummer gewiegt:

„Ich will hinwandern durch weite Länder, über Seen und Meere und Berge, und wenn die Wellen und Wälder mich stauend fragen: ‚Was wanderst du, was suchst dein sehrender Blick?‘ so will ich antworten: ‚Ich suche die Kraft; mein kleiner Knabe ist krank, mein einzig Kind, das soll nun gesund werden; wir tragen nicht länger die Dual!‘ Und ich will die Wälder fragen: ‚Wo wohnt die Kraft?‘ Und wenn die Wälder



Von der pazifischen Küste Mexikos. Lagune mit Wald von Fächerpalmen bei Poxtutla.



Von der pazifischen Küste Mexikos. Armleuchterkaktus.

rauschen: „Wir wissen es nicht!“ und wenn die Wellen schäumen: „Such' sie auf Erden nicht!“ so will ich zu den Sternen und Ewigkeiten pilgern und jene Gewaltigen, Großen, Unfaßlichen fragen: „Wo wohnt die Kraft, die nicht auf Erden zu finden?“ Und die Sterne werden Mitleid haben, und die Ewigkeiten werden flüstern: „Seid barmherzig; sie ist verzweifelt!“ Und die Sterne werden vor mir hinschweben und werden zueinander sprechen: „Wir wollen ihr helfen, sie ist eine Mutter!“ und sie werden vor mir herstrahlen im Glanze himmlischer Schöne, bis wir zu dem einen Ort kommen, da die Kraft wohnt, und meine zage Seele wird mit einem großen Licht erfüllt sein, und ich werde mich niederwerfen vor ihrem goldenen Gnadenthron und werde sehnend die Stufen hinanrutschen und flehend die Hände strecken und bitten: „Steige herab von deiner unendlichen Höhe, in der mein Wesen voll Inbrunst dich sucht, steige herab, teile aus von deiner Wundermacht, fülle einer Mutter Herz mit jenem einzigen Mut und heile ein unseliges Leben, mache ein schuldlos Kind gesund, das stets nur gelitten, öffne seinen kranken Rücken und laß ihm Flügel entwachsen, glänzende, goldne, daß es hinsiegt durch weite Räume, hoch über dem Leid der tiefen Gründe!“ . . .“

Einen Augenblick hält Anna inne; in heißem, unergründlichem Mitleid ruht ihr Blick auf dem reglos lauschenden Kind. „Erzähle weiter,“ sagt der Knabe leise; „es ist schön, was du sprichst!“

Und Anna fährt fort, wie sich sammelnd, zuerst sich mit einer schweren Bewegung über das Haar streichend: „Und sollte die Kraft in unfaßlichem, grausamem Zaudern verharren und ihr Strahlenauge senken und sprechen: „Ich kann vieles, aber das kann ich nicht!“ so würde ich den Saum ihres Kleides ergreifen und meine Finger höherranken und meine Nägel eingraben in dem starren Gewand: „Ich lasse dich nicht, du folgest mir denn; sieh, ich bin eine Mutter, und mein Kind heißt Schmerzreich! Du mußt es berühren, daß es frei wird vom Leide und rein wird vom Fluche; du mußt seine kleinen Füße schreiten, sein blaßes Mündchen singen und seine dünnen Hände lichte Himmelsblumen halten lehren. Ich lasse dich nicht; ich bin eine Mutter!“

„Wann wirst du hingehen, Mutter?“ unterbricht jetzt Nubi atemlos die bebende Stimme, die in ihrer leise singenden Eingeförmigkeit etwas großartig Zwingendes hat. „Wirst du heute noch gehen?“ Ein Schatten zieht über des Kindes Gesicht, als es weiter fragt: „Und wirst du dabei sein?“ Da Anna nicht sofort antwortet, wiederholt es mit vertiefter Neugierlichkeit: „Du wirst doch dabei sein, Mutter?“

Eine Verzückung breitet sich langsam über Annas Gesicht, ihre Stimme schüttelt das Flüstern ab und spricht klar und bewußt: „Ja, Nubi, heute noch, und ich werde dabei sein! Das große Wunder wird mit mir an dein Lager treten und dir und mir den Trank einflößen zur Ewigkeit!“ Nach einigem Zaudern, wie zu sich selber sprechend, fährt sie fort: „Was gilt mir der Vater, da ich eine Mutter, was gilt mir ein Leben, in dem du nicht mehr bist? Du fändest den Weg nicht dort und ich fürder nicht hier, und die Welt würde mir leer sein! Und . . . dem Vater ist's ein Schwinden . . . der Schande, ein Bösen der . . . Last, und . . . ich trüge . . . es nicht, und . . . ich werde dabei sein!“

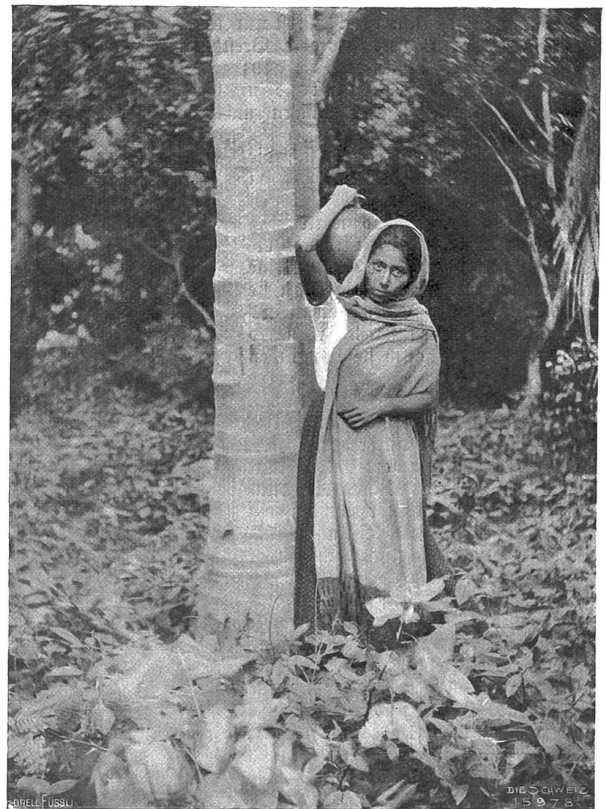
Sie streicht sich über die Stirne und dehnt dann gleich einem die Brandung kräftig zerteilenden Schwimmer die Arme. Verzerrt schaut der Knabe empor: „Was sprichst du da, Mutter? So geh' doch und hole uns die Kraft!“

Anna nickt mit einem sonderbar entschlossenen Ausdruck; dann erhebt sie sich schwerfällig aus ihrer knieenden Stellung; wellend und glänzend fällt das lockere Geflecht über den Rücken — — —

Aus der Tiefe der Stadt bringen in leisem Verhallen die Mitternachtsstimmen der Turmuhren; eine ruft der andern grüßend zu, daß ein Altes vergangen und ein Neues erwacht.

Anna bleibt einen Augenblick in heiligem Lauschen stehen: „Reiche mir deine Krone, neuer Tag, und drücke sie mir aufs Haupt; ich bin bereit sie zu tragen!“ Sie neigt sich nieder zum Knaben, streicht seine arme Mißgestalt, tastet prüfend seinen Rücken und nickt geheimnisvoll vor sich hin: „Kein Wunder, es set denn der Tod! Ja doch, ja, mein Knabe! Weil ich . . . dich liebe, mein Kind!“

Langsamem Schrittes schreitet sie zu einem Wandschränken, öffnet langsam die knarrende Tür, schiebt bedächtig allerhand Flaschen und Phiolen und Näpfechen zur Seite und nimmt



Von der pazifischen Küste Mexikos. Wassertragendes Mädchen aus Pochutla.

aus der tiefsten Ecke des Gefachs ein Fläschchen, auf dem über kreuzweis gelegtem Totengebein die Aufschrift „Gift“ steht. Klar und scharf ist das Wort im bleichen Mondlicht zu lesen.

„Nur wenige Tropfen für dich und einige mehr für mich!“ flüstern die blassen Lippen. „Nun habe ich den Weg gefunden, nun stehe ich vor dir, Kraft, die du das Aeußerste tust; nun laß mich nicht zu Schanden werden!“ Liebfosend, wie über etwas unendlich Köstliches gleiten die Hände das schlanke Glas entlang: „Nun führe du mich; denn sieh, ich kann nicht mehr! Schau den Weg, den ich ging, und erbarme dich meiner Not, fülle mein Herz ganz aus; es ist das große, schwere Herz einer Mutter!“ — Immer entzückter, voll maßlosen Staunens betrachtet Anna das Fläschchen, wie der Wunder herrlichstes läßt sie seinen trägen Inhalt im Mondenglanz spielen, drückt durstig das kalte Glas an die Lippen: „Du kannst nicht der Hölle entsteigen, du Gewaltiges voller Kraft, du Erlösendes voller himmlischer Gnaden!“

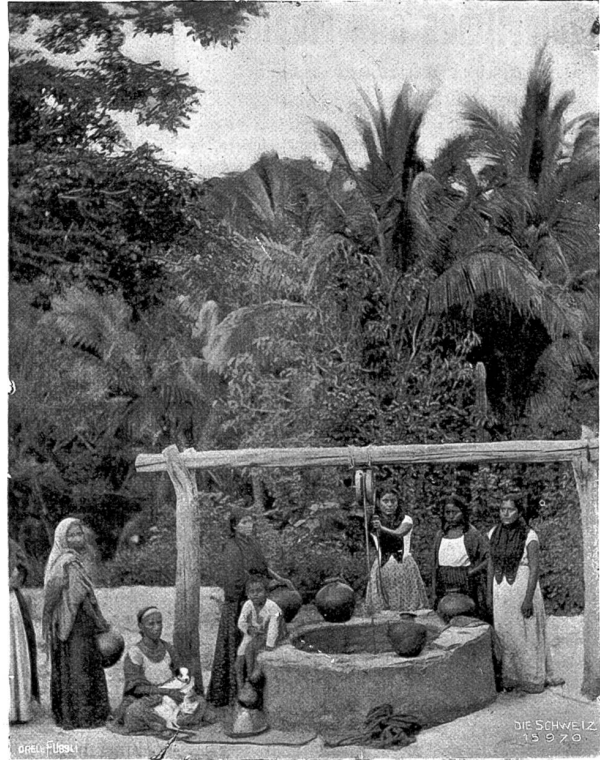
Anna schreitet zu einem Tische, nimmt einen kleinen Löffel, taucht ihn gewohnheitsmäßig in Wasser, trocknet ihn aus und wendet sich hin zum Lager des Knaben.

Dort schaut sie noch einmal ins Land, das vom silbernen Mondschein in ruhig strahlendem Glanze voll übergossen ist. Ein Satz aus ferner Schulzeit kommt ihr plötzlich in den Sinn, den sie mit eigenem Lächeln sich herselfagt: „Der Vollmond scheint während der ganzen Nacht, er kulminiert um Mitternacht.“ Mit einem klugen, bekräftigenden Nicken wiederholt sie nach einer kleinen Pause: „Er kulminiert um Mitternacht... Ich wußte es nie so; man lernt das alles und faßt doch den Sinn nicht, und dann kommt eine Stunde, und alle Bedeutung wird klar und wird zum Ereignis!“ Annas Auge schimmert in einem überirdischen Licht; sorglich, mit sicherer Hand dreht sie jetzt den gläsernen Stöpsel des Fläschchens, der sich nur schwer in dem engen Halse bewegt, und aufmerksam zählend gießt sie langsam, langsam einige Tropfen der dicken Flüssigkeit in den kleinen Löffel. Beim zehnten hört sie auf: „Das wird wohl genügen...“ Sie neigt sich über den Knaben und läßt ihm die Tropfen ein. „Was ist das, Mutter?“ fragt das Kind, und sein Mündchen verzieht sich, als die Flüssigkeit seine Zunge berührt. „Die Kraft, Rudi! Ich weiß, es schmeckt stark; doch darfst du kein Tröpflein vergehen!“

Gehorsam schluckt der Knabe von neuem. „Es ist sehr bitter, Mutter... Wann gehen wir auf die Wiese?“

„Setz gleich dann, Rudi; schließe nur die Augen, mein Kind!“ Wieder zählt Anna; schwerfällig löst sich von neuem Tropfen um Tropfen aus dem schlanke Flaschenhals. „Ich mag nicht mehr, Mutter,“ wehrt der Knabe mit ängstlicher Stimme; „es ist mir ganz übel davon!“

„Sei ruhig, Rudi; das ist für mich, daß ich deine Hände



Von der pazifischen Küste Mexikos. Am Blehbrunnen.

halten mag in jenem andern Lande!“ Sie führt den Löffel, in dem die Flüssigkeit höher blinkt als vorher, zum Munde und lächelt den Knaben mit deutungsreichem Lächeln an: „Nun trat die Kraft an dein Lager, nun sollen wir die neue Wanderschaft beginnen! Gott sei uns gnädig, mein Sohn!“

Müde legt sie Löffel und Fläschchen beiseite, müde wie nach schwerer Arbeit läßt sie sich nieder am Lager des Kindes, und das Mondlicht trägt in das Zimmer, in das der Tod gewaltsam zur Mahd ward gebunden, die stummgewaltige Ewigkeitsprache der tiefen, Lust und Leid mit Schweigen bedeckenden Mitternacht

* * *

Wenige Tage später, an einem grauen Wintermorgen trägt man zwei Särge aus dem Hause an der Halde auf den ärmlichen Friedhof von Oberdorf, den einen durch den tauenden Schnee hin zu den Gräbern der Kinder, den andern an die Mauer, wo man die Mörder begräbt. Der alte Mann mit den grämigen Augen, der das Geleite gibt, blickt scheu auf die Gruft an der Mauer. „Und nicht einmal ehrlich gestorben! Nicht einmal ehrlich gestorben!“ ächzt er

Ueber den kleinen Friedhof oben am Berghang aber streicht jener wunderfame, feuchtweiche Hauch, der uns mitten im tiefen Winter an die alles zersprengende und alles verklärende Macht des Frühlings leise tröstend gemahnt: das Dunkle wird leuchten, das Erstorbene entfaltet Leben, und auch die ärmsten Gräber werden liebliche Blumen treiben!



Von der pazifischen Küste Mexikos. Familie von Eingeborenen aus Bochutla.